

80]

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Die Kleine maß sie mit haßerfüllten Blicken, die Wotschaft, die sie hergeführt, war vergessen.

Während dem Ehepaare Duc nichts aufgefallen war, hatte sie mit ihrem kleinen, wilden Kinderherzen wohl erraten, weshalb der Bursche ein so seltener Gast in der Hütte geworden war. Eine Stimme in ihrem Innern verriet ihr die Rivalität einer mächtigen Freundin, die ihn stärker zu fesseln vermochte, als sie alle drei zusammen. Und von Anfang an hatte sie die Unbekannte gehaßt. Mehr denn einmal war sie Cachaprés heimlich nachgeschlichen und ihm mit der qualvollen Erwartung in den Wald gefolgt, ein lachendes Mädchenantlitz aus dem Dickicht hervortreten zu sehen. Oh! um den Preis, sie kennen zu lernen, wäre sie, wenn es nicht anders ging, barfuß über Glasscherben gelaufen. Aber vergebens! die grünen Gewölbe hatten ihr Geheimnis nicht preisgegeben. Sie mußte die zornigen Tränen heimlich in sich eintrinken. Und endlich, endlich kam sie ihr unter die Augen, diese elende Kreatur, die sie mit ihren Zähnen hätte beißen mögen. Und als sie die feine, zarte, goldig überhauchte Haut der Nebenbuhlerin vor sich sah, verzerrte sich ihre kleine Fräse ganz fürchterlich. Warum hatte jene nicht auch solche eine schwarze, rissige Haut, einen flachen Leib und rotgeränderte Augen wie die Duc? Statt dessen war sie von hoher, üppiger Gestalt; und sie mußte an ein Erlebnis, das sie einstmals im Walde gehabt, denken.

Eines Tages, da sie im Forste Laub sammelte, war eine Dame in einem Samtkleid, reichverbrämt mit weißen Spitzen, die wie Eisblumen über dem schimmernden Samte lagen, langsam an ihr vorübergeschritten. Es war an einem der letzten Tage des Herbstes, die Dame wandelte in einem breiten Sonnenstreifen, und von ihrer ganzen Erscheinung ging ein Leuchten und Funkeln aus wie von der Statue der heiligen Jungfrau in der Waldkapelle eine Meile von der Hütte der Ducs.

Die „Kleine“ war mit ausgebreiteten Armen stehengeblieben und hatte der Vorübergehenden nachgeschaut, fest überzeugt, die heilige Jungfrau in Person vor sich zu haben. Ein Wagen mit goldbetretenen Lakaien folgte nach, und sachte, sachte verloren sich Wagen und Dame in den Tiefen des Waldes, mit den langsamen Schritten einer Vision.

Ihr wollte es scheinen, als ob Germaine mit jener schönen Dame einige Ähnlichkeit habe. Wütend, mit zornfunkelnden Blicken mußte sie sie dennoch bewundern.

Germaine begann die Geduld zu verlieren.

„Was soll das? Wer bist Du?“

Der Bildling stammelte einige unverständliche Worte ohne das Tuch aus den Zähnen zu lassen.

„Was sagst Du?“ fragte Germaine, den Kopf neigend.

Es schien ihr, als ob sie einen bekannten Namen gehört hätte.

Nun begann die Kleine, diesmal sehr deutlich, sich ihres Auftrages zu entledigen: sie sagte, daß sie von Cachaprés gesandt sei, der sich im Walde aufhalte und sie unverzüglich zu sprechen wünsche. Und während sie so redete, schlenderte sie unter ihren buschigen Brauen messerscharfe Blicke auf Germaine hervor.

Diese zuckte nur verdrießlich die Achseln und antwortete nach einer kleinen Ueberlegung:

„Sag' ihm, daß ich nicht kommen kann. Nein, ich kann nicht, es tut mir sehr leid. Ein andermal!“

Aus Furcht vor Ueberraschung vorsichtig nach allen Seiten spähend, sprach sie mit leiser Stimme, den Kopf ein wenig vorgeneigt. Plötzlich sah sie die bösen, schwarzen Augen wie zwei feurige Kohlen aufflammen, mit einem unbefehlichen Gemisch von Zorn und Freude darin. Betroffen prallte sie vor dieser seltsamen, Feindseligkeit verratenden Erscheinung zurück.

Noch immer stand die Kleine Wilde auf dem rechten Beine, mit dem linken langsam an dem schmutzigen Schienbein hinauf- und hinabstreichend, und machte nicht die geringsten Anstalten, abzuweichen. Germaine presste die Zähne

aufeinander; auch sie fühlte, wie in ihr der Zorn gegen dieses kleine, bössartige Tierchen aufwallte.

„Geh' fort, ich hab' Dir doch schon gesagt, daß ich nicht kann,“ sprach sie.

Das Kind schüttelte den Kopf.

„Er hat mir aufgetragen . . .“

Und beharrlich, wie eine Schildwache, wiederholte sie ihren Auftrag. Eine unbändige Freude wühlte in ihr, da sie sah, wie wenig Zuneigung Germaine für Cachaprés empfand. Ihr sagte der Instinkt, daß Liebe sich anders gebärden würde.

Schließlich begann diese hartnäckige Belagerung das schöne Mädchen zu beunruhigen. Sie faßte einen Entschluß.

„Also, sag' ihm, in drei Stunden bei der Cougnole.“

Die Kleine entfernte sich lautlos. Germaine sah ihrer mageren, dürftigen Gestalt verwundert nach. Plötzlich wandte sich die Kleine um und schleuderte ihr einen letzten, haßerfüllten Blick aus ihren schwarzen Augen zu. Da kamen ihr wieder Cachaprés' Erzählungen von einem kleinen Waldmädchen, das er „Gadelette“ genannt hatte, in den Sinn. Sie zuckte belustigt die Achseln: eine solche Nebenbuhlerin erschien ihr drollig.

Kaum die kleine Wildkaze zum Hoftor hinaus war, zeigte sie dem Bachthof ihre drohend geballten Fäuste und rannte dann, aus vollem Halse lachend, querfeldein. Sie war plötzlich so lustig geworden, wie die Elster im Hochwald.

Von Ungeduld verzehrt, Seufzer in der Kehle, wartete Cachaprés auf sie. Kaum hatte er sie von weitem erblickt, als er auf sie zustürzte.

„Also was ist mit ihr? Erzähl!“

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn spöttisch an, absichtlich ihr böshaftes Schweigen verlängernd. Da fühlte sie seine Hand auf ihrem Nacken, und sie mit den Blicken durchbohrend, zischte er:

„Sag, was sie gesagt hat, oder ich . . .“

Sie empfand eine grausame Freude dabei, ihn noch länger schwächen zu lassen, und hielt mutig seinen Blicken stand, während aus ihren Augen eine heimliche Schadenfreude leuchtete.

Immer schwerer wurde der Druck der auf ihrer Schulter lastenden Männerhand, bis sie endlich zusammenknickte. Sie schrie laut auf vor Zorn und Schmerz.

„Sie kommt nicht,“ kreischte sie.

Die Hände ließen von ihr ab. Als sie ihn wie von einem Felsblock niedergeschmettert sah, begann sie noch weiter in seiner Wunde zu wühlen. Langsam, stockend, mit Pausen und Wiederholungen berichtete sie, wie das Fräulein die Achseln gesuckt und hartnäckig nein gesagt habe. Erst bis sie ihn genugsam gefoltert hatte, schien sie sich plötzlich zu besinnen, daß Germaine in drei Stunden bei der Cougnole sein würde.

Beinahe hätte er sie jetzt umgebracht; aber schon in der nächsten Sekunde war sein Zorn wieder verrückt, und er hob das Kind zu seinen Lippen empor. Schauernd machte sich die „Kleine“ von ihm los, von seinem Kusse einen köstlichen, brennenden Schmerz auf der Haut fühlend, und entfloß gehetzt wie ein von einer Bremse gestochenes Tier. Noch nie hatte sie Ähnliches empfunden, obgleich er sie schon öfter geküßt; während er vergebens nach ihr rief, kroch sie ins tiefste Gestrüpp hinein, ihren Schmerz und ihre Wollust zu verbergen.

27.

Zwei Stunden nach der angegebenen Zeit traf Germaine mit verdrießlicher Miene bei der Cougnole ein.

„Weshalb hast du mich rufen lassen?“

„Um dich zu sehen.“

Und in klagendem Tone fügte er hinzu, daß er sie seit fünf Tagen nicht mehr gesehen habe.

Sie rechnete nach: erst seit vier Tagen.

„Also, meinetswegen vier Tage. Ist das nicht lange genug?“

Er lächelte, um sie veröhnlicher zu stimmen.

Sie hob die Schultern. Hatte sie denn nicht auch ihre Beschäftigungen? Ob er meine, daß sie ein Freifräulein sei?

Das könne nur er sich gestatten, den ganzen lieben Tag

nichts zu tun. Uebellaunig sprudelte sie all diese Worte hervor, ohne auch nur eine Sekunde innezuhalten.

Kopfschüttelnd hörte er sie an. Allmählich begann die von Germaine ausströmende Kälte auch auf ihn überzugreifen. Er fühlte das ganze Gebäude seiner Liebe zusammenstürzen, und wortlos, die Kehle wie zugeschnürt, lauschte er ihren Worten, ein wenig beschämt, neben ihr so dumm zu sein.

Sie schritt ein paarmal in der Stube herum und setzte sich dann schließlich nieder. Verloren irrien ihre Blicke an den Gegenständen hin ohne sie zu sehen, und mechanisch bewegte sie mit ihren Fußspitzen den Saum ihres Kleides. Er saß schweigend im entgegengesetzten Winkel des Gemaches, das Haupt in den Händen vergraben. Schließlich stand er auf, trat ihr gegenüber und lehnte sich an die Wand, den Kopf hängen lassend. Da machte sie einen letzten Versuch, ihm ein Wort zu entlocken; sein Schweigen erschien ihr bedrückender als seine lautesten Vorwürfe.

„So sprich doch, was du mir sagen wolltest.“

Er wandte den Kopf ab.

„Ich . . . ich wollte . . . ich hab' nichts zu sagen.“

„So; bei Dir ist das alles „nichts“, . . . während ich alle Unannehmlichkeiten zu tragen habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Ostwalds Energetik.

Sämtliche Arbeiten Ostwalds, des heute zum Sechziger aufrückenden Forschers, haben ihren Mittel- und Schwerpunkt in der Energielehre oder Energetik. Was der berühmte Gelehrte besonders in den letzten Jahren auch schreiben und treiben mochte, alles ist ein Ausfluß seiner energetischen Weltanschauung. Um ihn in seinen Lehren und seinem sonstigen Auftreten wirklich verstehen und richtig würdigen zu können, ist es deshalb notwendig, sich mit den Grundgedanken seiner energetischen Weltbetrachtungsweise genau bekannt zu machen.

Für die Öffentlichkeit zum ersten Male trat Ostwald mit seiner Energetik auf der Naturforscherversammlung zu Lübeck im Jahre 1895 hervor in einem Vortrage betitelt: „Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus.“ Dieser Vortrag sollte nachweisen, daß eine erfolgreiche Zusammenfassung der Tatsachen der allgemeinen oder physikalischen Chemie nicht mehr durch den alten Materiebegriff, sondern nur unter Anwendung des Energiebegriffs möglich sei, und Ostwald wagte den Versuch, „eine Weltanschauung ohne die Benutzung des Begriffs der Materie ausschließlich aus energetischem Material aufzubauen“.

Die Naturwissenschaft des 18. Jahrhunderts war (unter Einfluß der Newtonschen Gravitationslehre) materialistisch-mechanistisch in ihrer allgemeinen Grundlage oder Forschungs-idee. Sie sah ihre Aufgabe darin, alle Naturvorgänge auf die Materie zurückzuführen, die sie sich aus kleinsten (unsichtbaren) Stoffteilchen, den sogenannten Atomen, aufgebaut dachte. Diese Atome sollten sich gegenseitig hier anziehen, dort einander abstoßen und in den Bewegungsvorgängen, der Mechanik dieser Atome, sollte die sogenannte letzte Ursache aller Naturerscheinungen zu suchen sein.

Diese materialistisch-mechanistische Anschauung hatte als Forschungs-idee so lange ihre Berechtigung, als man nur wägbare Stoffe als sogenannte Materie feststellen konnte, oder solche wägbaren Stoffe als Grundlage bestimmter Naturvorgänge glaubte annehmen zu müssen. So nahm man z. B. für die Erklärung der Verbrennungsprozesse einen Feuerstoff, für die elektrischen Vorgänge eine ihnen zugrunde liegenden elektrischen Stoff an. Ja, bei dem französischen Chemiker Lavoisier, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts das sogenannte Gesetz von der Erhaltung des Stoffes entdeckte, das man richtiger als das Gesetz von der Erhaltung des Gewichtes bei chemischen Vorgängen bezeichnet, kommt noch der Wärmestoff und Lichtstoff in seiner Tabelle der chemischen Elemente vor, trotzdem er aber schon wußte, daß diese (nur gedachten) Stoffe kein Gewicht besitzen. Infolge dieser Feststellung kam man im 19. Jahrhundert zu der Annahme einer unwägbaren oder immateriellen Materie, die heute noch in manchen Physiklehrbüchern als Aetherstoff eine widerspruchsvolle Rolle spielt. Im Jahre 1842 erkannte Robert Mayer, der Entdecker des sogenannten Gesetzes von der Erhaltung der Kraft (richtiger ausgedrückt: des Gesetzes von der Erhaltung der Energie), daß es keine „immaterielle Materie“ — was ja auch schon in sich ein Widerspruch ist — geben kann. Er hatte erkannt, daß die Wägbarkeit kein notwendiges Kennzeichen der Wirklichkeit oder Realität der Dinge ist. Es gibt auch unwägbare Realitäten, z. B. die Licht- und Wärmeevorgänge, die magnetischen und elektrischen Prozesse usw. Leider unterließ er es, zu untersuchen, ob überhaupt der Eigenschaft der Wägbarkeit für die Bildung des Materiebegriffs die große Rolle zuzuschreiben ist, so daß er, der als Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Energie als der eigentliche Begründer der Energetik bezeichnet werden muß, im Dualismus von Kraft und Stoff stehen bleibt. Der Wärmestoff, die elektrische und magnetische Materie der Physik des 18. Jahrhunderts verlieren ihren Charakter als Materie und führen nun als die Kräfte Wärme, Elektrizität, Magnetismus usw. eine Art vergeistigtes Dasein.

Erst der modernen (energetischen) Physik ist es gelungen, diesen Dualismus zu beseitigen. Der Begriff der Energie ist ihr allgemeinsten Oberbegriff. Zwar nicht in dem Sinne, wie es Ostwald mißverständlichlicherweise von einigen seiner Kritiker als Behauptung unterworfen worden ist, daß die Energie als das Prinzip anzusehen sei, aus welchem die ganze Welt abgeleitet werden soll oder sich entwickelt hat — was nichts anderes als metaphysischer Monismus wäre, den D. selbst aufs entschiedenste bekämpft — sondern daß bei allen Vorgängen physischer wie psychischer Art energetische Prozesse festzustellen sind.

Der Begriff „Materie“ genügt uns deshalb nicht mehr zur Beschreibung der Naturvorgänge, weil es auch immaterielle, d. h. unwägbare Vorgänge gibt, wie z. B. die Erscheinungen der Wärme, Elektrizität und des Magnetismus. Der Oberbegriff „Energie“ erweist sich da als geeigneter, als er weiter ist, denn Begriffe sollen dazu dienen, einen möglichst großen Kreis von Erscheinungen zusammenzufassen und möglichst viel Bestimmtes über jede einzelne auszusagen.

Was versteht nun die moderne Energetik unter Energie? Ostwald sagt: der Begriff Energie umfasse Arbeit, sowie alles, was aus Arbeit besteht oder in Arbeit zurückverwandelt werden kann. R. Mayer hat uns nur durch seine Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie gezeigt, daß in jedem abgeschlossenen Gebilde, durch dessen Wände keine Energie aus- noch eintreten kann, die gesamte Energiemenge die gleiche bleibt, was darin auch sonst geschehen mag. Wir haben ein Recht, aus dieser Feststellung zu folgern, daß auch die gesamte Energie im Weltraum konstant ist, d. h. nie mehr oder weniger wird. Wenn aber die Summe der Energien im Weltraum konstant ist, kann keine Energie d. h. keine Arbeitskraft neu geschaffen werden, wir müssen mit vorhandenen, gegebenen Energien arbeiten. Aus nichts wird nichts. Es entsteht also keine Arbeitsleistung von selbst, es muß immer dafür von wo anders her Arbeitskraft genommen werden. Um z. B. ein bestimmtes Stück Land umzugraben, brauche ich eine bestimmte Summe von Muskel- und Nervenleistungen. Diese letzteren kann ich nur dadurch wieder ermöglichen, daß ich durch Aufnahme von Nahrungstoffen die verloren gegangene Kraft (Arbeitskraft) wieder ersetze usw. Es gibt also verschiedene Arten oder Formen von Energien, z. B. Strahlungsenergie (Wärme, Licht usw.), chemische Energie, elektrische Energie, Bewegungs- oder kinetische Energie, Distanz-, Volumen-, Flächenenergie usw.

Man kann nun, wie man es populär auszudrücken pflegt, die verschiedenen Energieformen in einander verwandeln. Ein Beispiel möge das klar machen: Mit Turbinen fangen wir z. B. die Bewegungsenergie, die Kraft des niederfallenden Wassers eines Wasserfalls auf und setzen damit eine Dynamomaschine in Bewegung. In dieser wird nun die mechanische Kraft des Wassers in Elektrizität verwandelt und zwar erzeugt die Maschine — wenn wir von durch Reibung und sonstige Widerstände verloren gegangenen Energiemengen absehen — genau soviel elektrische Arbeitskraft, als das die Dynamomaschine in Bewegung setzende Wasser besaß. Von der Dynamomaschine leiten wir dann den erzeugten elektrischen Strom in unsere Häuser, um ihn z. B. zur Beleuchtung derselben zu verwenden. Wir verwandeln also nun die Elektrizität in Strahlungsenergie (Leuchtkraft) und zwar wieder — unter Berücksichtigung des schon schon erhobenen gleichen Einwands — in Leuchtkraft von derselben Arbeitsfähigkeit, wie sie die zur Herstellung der Beleuchtung verwandte elektrische Energie besaß. Oder wir verwandeln die ins Haus geleitete Elektrizität in entsprechenden Heizungsapparaten in Wärme, oder in Arbeitsmaschinen wieder in mechanische Arbeitskraft oder in Galvanisieranstalten etwa in chemische Kraft von der gleichen Stärke usw.

Unter bestimmten Umständen (z. B. unter Anwendung bestimmter Apparate oder sonstiger Einrichtungen) bin ich also in der Lage, aus einer bestimmten Menge elektrischer Energie eine bestimmte Menge chemischer, mechanischer oder strahlender Energie mit der gleichen Möglichkeit der Arbeitsleistung herzustellen. Wie ich 100 M. z. B. umzuwandeln kann in 125 Gr. oder 25 Doll. oder 5 Pfd. Sterl. oder 113 Kronen und doch trotz des ständigen Wechsels in der Wärmezustand immer wieder den gleichen Wert erhalte, so ist es auch bei der Umwandlung der Energieformen ineinander. Jede sogenannte Wirkung, jede Arbeitsleistung ist nichts anderes als Umwandlung einer Energieart in eine andere.

Die Energetik hat nun die Aufgabe, die vorkommenden Energiearten zunächst einmal festzustellen — und da existiert sicherlich manche uns heute noch unbekannte Energieform — und die charakteristischen Merkmale jeder Art herauszuarbeiten. Sie hat dann weiter die Beziehungen zu untersuchen, in denen die verschiedenen Energieformen zu einander stehen und die Regeln (Gesetze) festzulegen, die für diese Beziehungen gelten.

Da die Summe der Energie auf keine Weise vermehrt oder vermindert werden kann, kann man für jeden Naturvorgang eine Bilanz aufstellen, indem man vergleicht, welche Energien ausgegeben und welche vermindert worden sind. Beide Beträge sind immer einander gleich. Es ist uns dadurch möglich, von jedem Vorgange etwas Bestimmtes, Zahlenmäßiges auszusagen, wodurch wir die Vorgänge nicht nur besser begreifen, sondern sie auch in unseren Dienst stellen können. Das gilt nicht nur für die Physik und Chemie und Technik, sondern auch in der biologischen Forschung wächst ständig die Zahl der Forscher, welche die energetische Behandlung ihrer Grundprobleme als ein sehr wirksames Mittel des wissenschaftlichen Fortschritts betrachten. Ostwald hat vor einigen Jahren sogar den

Versuch gemacht, die energetische Betrachtungsweise auch auf die wissenschaftliche Bearbeitung der sozialen Vorgänge auszudehnen, der Soziologie gewissermaßen eine energetische Grundlegung zu geben, denn nicht nur die allgemeinen Lebensercheinungen, sondern auch die des sozialen Lebens vollziehen sich im Rahmen der Energiegesetze. Selbstverständlich ist es D. nie eingefallen zu behaupten, daß die Tatsachen der soziologischen Forschung nur energetisch behandelt werden könnten oder dürften. Er ist sich immer klar darüber gewesen, daß es im sozialen Leben noch viele andere, weitere Gesetze gibt, für deren Erfassung und Formulierung die Energetik nicht ausreicht.

Viele Kritiker der Energielehre haben das Bedenken geäußert, daß mit einem so allgemeinen Begriff, wie es der Energiebegriff nun einmal sei, unmöglich die unendliche Mannigfaltigkeit der Geschehnisse zur Darstellung gebracht werden könne. Sie vergessen nur dabei, daß es nicht nur eine, sondern eine große Anzahl verschiedener Energien gibt. Die Einheit in dieser Mannigfaltigkeit ist erfahrungsgemäß durch das allgemeine Umwandlungsgesetz gegeben. Jede Energieart kann nun in zwei Faktoren von allgemeinen Eigenschaften zerlegt werden, in einen Intensitätsfaktor und einen Quantitäts- oder Kapazitätsfaktor. Bringt man nun zwei Energieintensitäten, z. B. zwei Körper von gleicher Temperatur zusammen, so lassen diese sich gegenseitig unverändert; die Temperatur ist hernach bei beiden Körpern dieselbe als vorher. Fügen wir aber zwei gleich große Energiequantitäten oder Kapazitäten (d. h. gleich große Mengen oder Massen) zu einander, so verdoppelt sich der Betrag. Durch diese Verschiedenheit der Energiefaktoren kommt eine neue Mannigfaltigkeit in den Energiebegriff hinein, mit deren Hilfe wir nun noch genauere Aussagen darüber zu machen in der Lage sind, ob und in welchem Betrage in einem gegebenen Falle eine Energieumwandlung eintreten wird. Nur dann nämlich vollzieht sich eine Umwandlung vorhandener Energien, wenn nicht Intensitätsunterschiede vorhanden sind. Eine gegebene Wärmemenge kann sich nur insoweit in andere Energiearten verwandeln, als eine Temperaturverschiedenheit besteht. Ruhende Energie wandelt sich also nicht freiwillig um. Die Umwandlung erfolgt übrigens proportional den Intensitätsunterschieden.

Beachten wir schließlich, daß unsere verschiedenen Sinnesapparate nur dadurch in Tätigkeit gesetzt werden, daß zwischen ihnen und der Außenwelt ein Energieaustausch bestimmter Art sich vollzieht, so erkennen wir, daß alles, was wir von der Außenwelt erfahren, in Gestalt irgend einer Energie zu uns gelangt. Wir erfahren von der Außenwelt nur ihre Energieverhältnisse und daher können wir auch alles, was wir von ihr wissen, in Gestalt von Energiebeziehungen ausdrücken. Hierauf beruht die unvergleichliche Bedeutung des Energiebegriffs für alle Beschreibung und Erklärung der Naturerscheinungen. Es gibt keinen anderen Begriff, der sich dem Energiebegriff an Allgemeinheit und Mannigfaltigkeit an die Seite stellen ließe.

Ditwald nimmt nun auch eine physische Energie an, um die sogenannten geistigen Funktionen energetisch beschreiben zu können. Diese Annahme dürfte wohl als die schwächste Stelle seiner ganzen Lehre bezeichnet werden, die unserer Meinung nach der Kritik ebenso wenig auf die Dauer wird standhalten können, wie das bei einem Ditwald geradezu unverständlich erscheinende Festhalten am Substanzcharakter seiner Energieformen. M. S. Wa e g e.

In Sommerarbeit auf dem Rittergut.

8]

Von Heinrich H o l e t.
Die Schnitterkaserne.

In der angegebenen Richtung kam ich durch's Tor hinaus auf den rasenbewachsenen Dorfplatz, der von mächtigen Linden bestanden ist. Noch tropfte das Wasser aus ihren Kronen herab und jeder Tropfen glänzte in den Strahlen der Sonne, als sei er blankes Kristall. In einem Wassertümpel in der Mitte des Platzes plätscherten viele Gänse und Enten; sie machten einen großen Lärm, als ich an ihnen vorüberschritt. Dann ging der Weg zwischen niedrigen Lehmläusen auf der rechten und dem kleinen von einem Drahtzaun umgebenen Friedhofe, in dessen Mitte ein kleines Kirchlein steht, hin direkt auf die Kaserne zu. Sie ist ein steinernes Gebäude, das mit der Giebelseite nach der Dorfstraße zu steht. Die untere Fensterreihe ist vermauert, wohl deshalb, damit kein Vorübergehender in Versuchung gerät, hineinzusehen. Rechts von dem Hause zieht sich eine zwei Meter hohe Mauer hin und schließt den Hof ein. Dicht am Hause befindet sich eine kleine Eingangspforte, an der ein Schild prangt mit folgendem Wortlaut:

Unbefugten ist das Betreten dieses Grundstücks bei strengster Strafe unterjagt. Die Gutsverwaltung.

Na, da muß ja die Gutsverwaltung ein recht böses Gewissen haben, denke ich mir und muß lächeln bei dem Gedanken, was wohl alle Vorhüt und das Verbot nützt, wenn es mir gelingen sollte, hier Arbeit zu kriegen. Ich schide mich eben an einzutreten, da öffnet sich die Pforte nach innen und eine Schar von etwa sechzig polnischen Frauen und Männern, Burtschen und Mädchen drängt sich mit ihren Arbeitsgeräten hinaus.

Neugierig mustern sie mich, stecken die Köpfe zusammen und tuscheln leise mit einander. Einer der Burtschen ruft einem Mädchen zu: „Aniela, poplod troj kavalér.“ (Anna, schau Deinen Kavalier an) und zeigt mit dem Stiele der Mistgabel nach mir herüber. Ein schallendes Gelächter folgt auf diesen „Bij“ und ich beiße mir die Lippen wund, um nicht mitzulachen. Wenn ihr nur ahnen würdet, daß ich euch verstehe! Ich überlege: fragst du die Leute in polnischer Sprache nach dem Vorschneider oder auf Deutsch, und entschließe mich für das letztere. Ich frage die Zunächststehenden.

„Kommen gleich“, erhalte ich von mehreren zugleich die Antwort. Und wie die Kinder drängen sie sich im Kreise um mich herum.

„No co jest? Na robotu!“ (Na, was gibts? Geht an die Arbeit!) Das mußte der Vorschneider sein. Er trug die übliche Tracht; Stiefel, grüne Joppe und grünen Hut. Nur war das Tuch und der Filz von geringerer Qualität. Dazu das unentbehrliche Requisite der landwirtschaftlichen Beamten: Ein derber Stod.

Ich fragte um Arbeit an und hatte die üblichen Fragen zu beantworten.

„Na gut. Da kennen Sie ja schon den Rummel, wenn Sie schon auf Güter waren. Aber Sie müssen mit in der Kaserne schlafen.“

Das sei mir egal, sagte ich.

„Na, gut. Also Sie kriegen als Lohn bei mir 2 R. 20 Pf.; das sind wöchentlich 18 R. 20 Pf. Aber ohne Kost. Meine Leute kochen alle selber für sich. Mit Kost kriegen Sie die Woche 80 Pf. weniger.“

„Donnerwetter“, dachte ich, „da launst du dir ja noch Geld sparen! Für 80 Pf. die Kost für die ganze Woche — mehr laun man doch wohl kaum verlangen.“

Doch meine Illusion sollte nicht lange dauern. „Aber da gibts bloß Kartoffeln. 25 Pfund, weiter nichts. Sie können es machen wie Sie wollen; mit oder ohne Kost, ist mir gleich.“

„Also gut, ich fange an.“

„Gehn Sie man rein und sagen Sie der alten Frau drin, daß sie Ihnen einen Strohhack zurecht machen soll und eine Wolldecke.“ Und zu seinen Leuten gewendet rief er mit erhöhter Stimme: „Man looos!“

Einige von den polnischen Leuten schienen unser Gespräch zu verstehen. Und ein altes vergrühtes Weiblein leiste hinter mir her in polnischer Sprache: „Du willst Dich bloß satt fressen und übernachten und morgen gehst Du wieder Deiner Wege,“ und die ganze Schar lachte und zollte ihr Weisfall.

Ich aber markierte den Kann-nit-verstahn und ging nach der Kaserne.

Am hinteren Ende war der Eingang zur Kaserne. Zunächst betrat man einen kleinen Hausflur, von dem eine schmale Holzstiege nach dem oberen Geschloß führte. Durch die offene Türe links trat ich in die Küche. Ein dichter Fliegenzwarm sumimte darin umher und säuerlicher Geruch stieg mir in die Nase. Zwei Frauen hantierten in dem Raume und unterhielten sich in polnischer Sprache. An die ältere wandte ich mich wegen des Strohhackes und der Wolldecke. Sie konnte gut Deutsch und war, wie sie mir erzählte, die Mutter des Vorschneiders. Sie fragte mich aus, woher ich komme, und ich erzählte ihr dasselbe, was ich kurz vorher schon dem Herrn und ihrem Sohne erzählt hatte. Als sie erfuhr, daß ich Frau und Kind habe, wollte ihr Bedauern kein Ende nehmen. „Sie armer, armer Mann“, meinte sie ein um das andere Mal. Und während ich ihr meine Geschichte erzählte, sah ich mich in der Küche um.

Es war ein Raum von etwa 5 Meter Länge und 4 Meter Breite. Dem Eingang gegenüber an der Längswand war ein mächtiger Herd von eigenartigem Bau; 4 Meter lang, 1 Meter breit und 80 Zentimeter hoch, nahm er fast die ganze Länge der Küche ein. Vier eiserne falltürähnliche Klappen bedeckten ihn, sie waren an Ketten befestigt, die an der Wand über Rollen liefen. Eiserne Gewichte hingen an den Kettenenden nach der Wand zu und hielten die Klappen hoch, wenn sie hochgeschlagen wurden. Ein kanalartiger Hohlraum war unter diesen Klappen, in dem die verschiedensten Töpfe, große und kleine, und ganze Wassereimer standen. Sie enthielten alle dasselbe: Kartoffeln, die, während die Leute auf dem Felde arbeiteten, gar kochten. Ueber den Herd hin waren starke Drähte gespannt, auf denen die verschiedensten Kleidungsstücke, männliche und weibliche, zum Trocknen hingen. Rechts vom Eingange war ein gemauertes Reservoir, 2 zu 1,50 Meter ins Gebierrt und 2,50 Meter hoch, darin das Regenwasser vom Dache floß, das, wie wie ich später sah, den Frauen und Mädchen zum WäscheWaschen diente.

Auf der rechten Querseite am Fenster zog sich ein langer und breiter Tisch hin; er ließ in der Ecke zwischen Herd und Tisch eine lüde Raum, die eben genügte, daß man in den anstößenden Raum gelangen konnte. Auf der linken Querseite war die Türe zur Stube des Vorschneiders und daneben der Eingang zum Keller. Tonnen, Fässer und Eimer standen in malerischem Durcheinander umher und vervollständigten das Inventar.

Nachdem mich die Frau genügend ausgefragt hatte, hieß sie mich mitkommen; sie wolle mir zeigen, wo ich schlafen werde. Wir gingen durch den „Speiseaal“ und durch eine kleine Türe an anderen Ende stiegen wir eine Treppe nach oben. Ein muffiger, beißender Geruch schlug mir entgegen, daß ich unwillkürlich den Atem anhielt.

„Hier ist der Schlafrum, und das hier ist Ihr Bett. Der Strohhack ist noch ganz rein, da hat ein Galizier drauf gelegen.“

Der ist aber vorige Woche fort. Sie kriegen dann noch eine Wolldecke. Sie müssen aber sehen, wie Sie auskommen.

Dann humpelte sie wieder die Treppe hinab. Ich setzte mich auf den „reinen“ Strohsack und sah meine Umgebung an. Von „Reinlichkeit“ konnte ich jedoch nichts entdecken. Weder an meinem Strohsack, noch an dem Raume überhaupt.

Der Raum ist wenigstens hell, wenn auch die Fenster schmutzig sind. Die Fenster sind ähnlich wie bei uns in der Fabrik, jedoch von Eisen, einen Meter breit und anderthalb Meter hoch. Drei sind an der West- und drei nach der Ostseite. Ich schreite den Raum ab von einer Fensterfront zur andern: zwölf Schritte. Dann von einer Wand zur andern: wieder zwölf Schritte. Jeder Schritt 75 Zentimeter, macht acht Meter Länge und acht Meter Breite. In der Mitte des Raumes ist ein mächtiger Stützbalken und dicht neben ihm geht der Schornstein nach oben. An den eingeschlagenen Rägeln hängen mächtige Schnitterfenster, Harlen und Kleidungsstücke. Unter und neben den eisernen Bettstellen, die meist verrostet und verbogen sind, liegen Spaten, Hacken und Mistgabeln. Ich zähle die siebzehn Betten: 17. Sonst nichts in diesem Raume; kein Tisch, kein Stuhl, die kahlen Wände, von denen der Kalk stellenweise abgefallen ist, ohne jeden Widerschmutz! Ich reiße die Fenster auf: die laue, regenfeuchte Luft strömt herein und bringt den Duft des reifen Getreides herein. Mein Blick schweift hinaus auf die fast endlosen Felder. Weit draußen rasselt eine Mähmaschine. Es ist ein Selbstbinder. Die Messer rattern und Garbe um Garbe fällt von der Maschine zur Erde. — Und dort drüben, links von der großen Eiche trabbelt ein Scharm von Leuten. Wie Ameisen sehen sie aus. Das sind die Polen, die Bewohner dieser Kaserne. Emsig schaffen sie, um den Enteseegen heim zu bringen in die Scheunen des „Gerren“, und wohnen in dieser Höhle!

Ein Falter flattert draußen vor dem Fenster und versucht hereinzufliegen. Allein das enghalsige Eisengitter, das vor jedem Fenster angebracht ist, verwehrt ihm den Eingang. Dummes Tier, denke ich, sei froh, daß du kein Entearbeiter bist, sonst müßtest du vielleicht auch in solch einer Höhle haften. Die Gitter vor den Fenstern und die Prütschen mit den Stohsäcken gaben dem Raume den Charakter eines Gefängnisses.

Ich gehe hinunter und betrachte mir den „Speisesaal“. Durch Abschreiten stelle ich die Größe fest. Er mißt ebenfalls 8 zu 8 Meter und die Höhe beträgt, wie die der anderen Räume, höchstens 3,50 Meter. An jeder Seite sind wiederum drei Fenster, genau so groß, so schmutzig und vergittert wie die im oberen Raume.

Ein mächtiger grüner Kachelofen steht mitten an der Wand, die an den Küchenraum grenzt. Doch dient er jetzt als Speisestrand. Brot und Schmalz, allerlei Tüten, Töpfe und auch Dosen mit Schmalzcreme führen hier ein friedliches Dasein nebeneinander. Zwei mächtige Tische von fünf Meter Länge stehen in der Mitte des Raumes und zwei kürzere an den Fensterseiten links und rechts. Und auf allen vier Tischen stehen im bunten Durcheinander Töpfe und Schüsseln, Tassen, Teller und sogar Teekeffel. Und darüber schwebt eine Wolke von Fliegen auf und nieder. Eintönig klingt ihr Gesumme.

Auf dem Tisch der rechten Fensterseite sitzt ein schwarzweißes Kästgen und verzehrt eine Maus. Zwischen den halbverkauften Kartoffelsäcken scharren Hühner nach Nahrung. Diese Kartoffelsäcke enthalten die Kost für 80 Pf. für die ganze Woche. Sie stehen bald zu mehreren zusammen, bald einzeln ringsum an den Wänden: Dazwischen steht hin und wieder mal ein Holzloffer oder eine Kiste mit Vorlesebuch, dann wieder Schaufeln, Harlen und allerlei Geräte.

Rechts neben dem Kachelofen ist ein kleines Fensterchen, wie ein Schalter. Sein Zweck wurde mir am Abend klar, als die Leute vom Felde heim kamen.

Die Mutter des Vorschneiters handelt auch mit Brot, Schmalz, Bier, Zigaretten, Gewürzen und anderen Kleinigkeiten. Und wenn am Abend oder Mittag die Leute heim kommen, dann ist das Fensterchen von fünfzehn, zwanzig und noch mehr Menschen besetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Die erste Diesel-Lokomotive.

Die Dampflokomotive, die seit 80 Jahren Alleinherrscherin im Reiche der Schienen war, sieht sich von allen Seiten in ihrem Besitzstande angegriffen oder bedroht. Das Gebiet der Stadt- und Schnellbahnen ist ihr von der Elektrotechnik schon gänzlich entzogen worden; mit Ausnahme der Berliner und Wiener Stadtbahnen ist nirgends mehr eine Dampflokomotive zu sehen. Daß für Gebirgsbahnen der elektrische Betrieb mit Motorwagenzügen vorzuziehen sei, da er viel größere Steigungen zu nehmen gestattet, ist ebenfalls längst erkannt. Und auf dem Gebiete der Vollbahnelektrifizierung sind ja seit längerer Zeit schon in Bitterfeld die ersten vielversprechenden Versuche im Gange. Nun tritt aber noch ein anderer Gegner auf den Plan, der vielleicht zurzeit viel gefährlicher ist als die Elektrotechnik, der Diesel-Motor. Seine Vorzüge vor der

Dampfmaschine sind bekannt: die hohe Wirtschaftlichkeit (sein Wärmeverbrauch ist für die gleiche Leistung nur etwa 45 Proz. desjenigen an der besten Dampfmaschine), der Fortfall des Qualmens, die stete Betriebsbereitschaft, der Wegfall einer Menge toter Last wie Kessel, Wasser, Kohlen, statt dessen nur ein Quantum Öl mitzuführen ist. Solche wertvollen Eigenschaften lassen es begreiflich erscheinen, daß man sich viel Mühe gab, ihn für den Bahnbetrieb brauchbar zu gestalten, zumal seine Einführung ohne Umänderung der normalen Bahnanlage (im Gegensatz zur elektrischen Lokomotive) möglich ist. Die zu diesem Zweck gegründete Thermo-Lokomotivengesellschaft kann jetzt den ersten bedeutenden Erfolg aufweisen, indem eine von Gebr. Sulzer in Winterthur gebaute Diesel-Lokomotive von der preussischen Staatsbahn zu Versuchsfahrten übernommen wurde, die augenblicklich auf der Strecke Berlin-Mansfeld stattfinden.

Die äußere Form der neuen Lokomotive weicht von der gewohnten Bauart natürlich vollkommen ab, man könnte sie eher für einen D-Wagen halten. Nur die vier hohen Triebräder und die sie verbindenden Nupfelstangen lassen auf die Anwesenheit der Maschine schließen. Diese, ein circa 1000pferdiger Dieselmotor, liegt zwischen den 4 Rädern, die Zylinder ragen weit in das Wageninnere hinein. Der bei allen Verbrennungsmaschinen (Gas-, Benzin- und Oelmotoren) unentbehrliche Auspufftopf liegt über dem Motor im Dache. An beiden Enden der Lokomotive befindet sich je ein Führerstand.

Außer diesem Antriebsmotor befindet sich im Innern des Wagenkastens noch eine zweite Maschine, eine unentbehrliche Hilfsmaschine. Alle Verbrennungsmotoren haben nämlich den Nachteil, daß sie nicht anlaufen, ohne von außen in Gang gebracht zu werden. Der Chauffeur muß jedesmal seinen Motor „anverfen“. Bei einer 1000pferdigen Maschine ist das begreiflicherweise nicht mehr möglich, man muß andere Hilfsmittel erfinden, um zum Ziele zu kommen. Hier tritt dann ein beliebtes „Mädchen für alles“, die Druckluft, helfend ein. Während der ersten Umdrehungen leitet man statt des brennbaren Gas-Luft-Gemisches Luft unter hohem Druck in den Zylinder und bringt den Motor so „auf Touren“. Diese Druckluft nun wird von der oben erwähnten Hilfsmaschine erzeugt, die dadurch imstande ist, der Lokomotive eine Geschwindigkeit von 8—10 Kilometern zu erteilen. Erst dann wird auf Brennstoff umgestellt.

Die vorläufigen Probefahrten fanden auf der Strecke Winterthur-Romanshorn stat in Gegenwart von Vertretern der preussischen Staatsbahnen. Das Ergebnis war derartig befriedigend, daß die Lokomotive sofort nach Berlin übergeführt wurde, um eingehende Versuchsfahrten zur Feststellung der Wirtschaftlichkeit und Leistungsfähigkeit vorzunehmen. Die Ueberführung selbst — über Basel, Straßburg, Worms, Nordhausen — war eigentlich eine hochinteressante Probefahrt, denn auf den Strecken Basel-Straßburg und Ludwigshafen-Worms fuhr die Thermo-Lokomotive im Eilgüterzug, wobei sie zeitweise den ganzen Zug samt der Dampflokomotive zog und damit Geschwindigkeiten bis zu 70 Kilometern erreichte. Da die Geschwindigkeit fahrplänmäßig zwischen 20 und 100 Kilometern stündlich wechselte, wurde auch die Regulierung einer solchen Probe unterworfen, die sie vorzüglich bestand.

Daß die Maschine einem D-Zugwagen ähnlich sieht, wurde schon erwähnt, auch die Größe ist ungefähr dieselbe, die Länge zwischen den Puffern beträgt 16,6 Meter, das Gewicht dagegen nicht weniger als 95 Tonnen. Man kann den Versuchen nur einen vollen Erfolg wünschen, denn da wir leider vom Ideal des elektrischen Vollbahnbetriebes noch sehr, sehr weit entfernt sind, wäre es in hohem Grade wünschenswert, wenn es gelänge, im Rahmen des gegenwärtigen Bahnbetriebes die ärgsten ihm anhaftenden Uebelstände zu beseitigen.

Physikalisches.

Wärme und Akustik. Eine für die Anlage von Theaterräumen, Konzertsälen und Vortragssälen außerordentlich interessante Untersuchung über den Einfluß der Temperaturwärme auf die Akustik veröffentlicht Watson im „Engineering Record“. Man weiß, daß nicht anders als die Lichtstrahlen auch die Schallwellen durch Luftschichten verschiedener Dichtigkeit, also verschiedener Temperatur, gebrochen abgelenkt und reflektiert werden. Dadurch erklären sich auch Phänomene wie die Tatsache, daß bei völliger Windstille beispielsweise eine Explosion an einem Punkte vernommen wird, während an einem anderen gleich weit entfernten Punkte die Wahrnehmung ausbleibt. Im geschlossenen Raume, im Theater, verstärkt sich noch diese unmittelbare Einwirkung der Temperatur auf die Akustik. Auf Grund eingehender Versuche weist Watson jetzt nach, daß bei einem akustisch gut angelegten Theaterraume vor allem darauf hingearbeitet werden muß, durch die Anlage der Heizung und der Ventilationseinrichtungen die Bildung paralleler Luftschichten zu verhindern, ganz besonders aber in der Gegend zwischen der Bühne und dem Zuschauerraum. Alle vertikal aufsteigenden Luftströmungen, also auch die aus einzelnen Heizkörpern emporsteigenden Wärmewellen, leiten die Schallwellen ab und brechen sie. Der beste Weg zur Lösung der akustischen Schwierigkeiten bleibt es, Heizkörper und Ventilationen so anzulegen, daß eine möglichst einheitlich und gleichmäßig temperierte Luftmasse in einer geschlossenen Luftsäule im Saale emporsteigt, wobei allzu harte Kontraste gegen die allgemeine Temperatur des Raumes vermieden werden müssen.